

in diesen Tagen aber erkannte er, daß man Liebe nicht rufen, aber auch nicht bannen kann. Er, der Dedhofsbauer, hatte um sein Knechtlein gezittert wie um sein eigen Fleisch und Blut. Und nun — wo war das leere Leben der letzten Jahre? Er trat ans kleine Kammerfenster — draußen prangte der Sommer und hier herinnen schlief der zukünftige Dedhofsbauer, Erdmann, der Elste, einem löstlichen Leben entgegen.

II. Die Greinera.

Eine oberfränkische Geschichte.

Sie war aus der Marienweiher (Wallfahrtsort im Fichtelgebirge) Gegend und haufierte Gerstenkornhandtücher.

Ihr viereckiger Hudekorb mit einem schwarzen Wachtuch und einem Lederriemen oben auf war immer hochbeпадt. Das Metermaß trug sie wie einen Spazierstock in der Hand.

Sie kam im Jahr zwei- bis dreimal; aber man merkte sie durch ihre Taktik so gut unter den vielen Hausierern, die einem jahraus jahrein die Haustüre einliesen, heraus, daß wir, wenn so an den glühkalten Wintertagen draußen im Hausplatz recht tief und kläglich seufzte, sofort sagten: „Jetzt kommt die Greinera.“ Und richtig klopfte es zack und sehr schüchtern an die Stubentür. Auf „Herein“ ging sie langsam, langsam auf, nicht weiter als nötig war, um sich mit einem Fichtelgebirger Hudekorb herein-schieben zu können und da stand sie.

„Gott zen Gruf ihr lieben Leutla, seid Ihr denn alla auch beinanner?“ Ihr Mund zuckte wie von verhaltenem Schmerz, ihre pechschwarzen Augen gliherten feucht und plötzlich kam ihr die Unterlippe so ins „Päppern“, daß man in heißer Angst spürte, jetzt bricht der Schmerz, ein furchtbarer Schmerz über Mauern und Dämme. Man hob unwillkürlich abwehrend die Hände und fragte verstört: „Was ist Ihnen denn schon wieder passiert?“ „Och Gott, och Gott“ acherte sie, „Ihr lieben guten guten barmherzigen Leutla, loßt mir ner dröcht mei Last abstell, loßt mir dröcht mei Last abstell.“ Schon hoben ihr hilfreiche Hände die Last vom Rücken und schon hatte sie den Riemen offen und faltete das Wachtuch auseinander, während sie still in sich hineinweinte. „Mir brauchn sei heit niz, hom alles dröcht laßt“ wehrte ich.

„Net oseh, guts Fräulein, net oseh, ihr gutn Leutla,“ greinte sie.

„Ich will ja gor net verlas, wu ihr su su gut zu mir seit und mit alleweil a Schälla Kaffee gebt, ober —“ (ich schenkte ihr ihren Kaffee ein) „a mancher Mensch, loßt Euch sog“ (dann mit erhobener Stimme) „a mancher Mensch ihr barmherzigen Leutla („der Herrgott sengt Euch“ sagt sie dazwischen, kunkt die Semmel, die ich ihr hinlegte, in den Kaffee) „den schlägt uner Herrgott auf d e r e r Welt.“ Sie beißt in die Semmel, die so zerweicht ist, daß sie ihr in den Kaffee zu platschen droht und greint während sie laut: „Auf d e r e r Welt, auf d e r e r Welt. Is mir dröcht vor zwa Jahr mei guter Wo gstorm, ocht Jahr is er geleng, sterbt mir den Herbst mei' Murte, säbn (voriges Jahr) mei Borte, sih ch do mit mein Häusla Kinner, zan verzweiffn.“

„Wieviel Kinder ham Sie denn“ fragte ich erbarmend und schenkte ihr nochmal Kaffee ein.

„Bäzcha“ (vierzehn) sagte sie.

„Alle lebendig?“ fragte ich erschrocken.

Sie nickt: „Es klennt fünf Monet“, dabei wischt sie sich mit der Schürze erst den Mund, dann setzt sie die Semmelbrösel von der Tischplatte und jetzt packt sie aus.

Ich traue mich nimmer abwehren und mein guter Vater, der danebensteht, auch nicht. Vierzehn Kinder, den Mann jahrelang krank, Vater und Mutter verloren, in Gottes Namen, man jagt ja auch einen Hund nicht fort, wenn er winselt vor der Tür.

Und so legte ich denn nach einer halben Stunde wieder ein halbes Duzend oder ein Duzend „handgewebte“ Gerstenkoruhandtücher in die Truhe, in der meine Ausstattung wuchs. Das ging so jahrelang.

Eines Tages stand ich draußen am Bahnhof und wartete auf den Zug, der mich zu Einkäufen nach Bamberg mitnehmen sollte. Wie ich ins Coupé will, will grad eine Hausieretin mit einem hochgetümmten Korb heraus. Sie hat ein lachendes Gesicht und wirft eben die Antwort auf einen scheint's recht saftigen Witz einem schnurrbärtigen Mannsbild zu, das breitbeinig in die Ecke gelockert ist.

Plötzlich sieht sie mich. Im Nu ist ihr Gesicht verwandelt, die Augen feuchten sich, der Mund zuckt; die Unterlippe pöppert, dann greint sie: „Hob ich gedocht, ich mach heit a Geschäftla mit Ihnen Fräulein Tremi, hantt heit su schöna hondgewebte Hondtücher!“ —

Ein greller Pfiff, meine Antwort wurde in die zuschlagende Tür gezwängt und ich setzte mich auf den leeren Platz gegenüber dem Viehtreiber oder was er war, der sich eifrig mit einem Reisenden unterhielt, der ihm gegenüber saß. Sie beachteten mich nicht.

„Des is ana,“ sagt nun der Viehtreiber. Die hots faufbidid hinter die Ohrn, die machts auf i h r Weis, greint die Leut wos vor und macht a Noedschäft.“ Er sieht mich an und grinst, da muß ich lachen, dann erzählt er weiter, „Bäzcha kinner, „fuszcha“ erzählt sie. Elend und Not und la Wdella is wahr. Ihr Mo wor a Lump und is im Rausch im Schnee erfrozn, Kinder hot sie nie ghobt. Es schduft is, wenn sie erzählt, daß ihr Vater und ihr Mutter gstorm senn, schließlich is des ja möglich, wenn mer selbst bald fuszig Jahr is. No, sie verdient gut, ober sie hot nez, verzugs mit Ronnsbilder, über all hot sie an, wu sie hiekommt „des Luder.“ Der Zug pfeift und fährt in Dichtenfels ein, er sucht seine Sachen zusammen und steigt lachend aus.

Ein halbes Jahr später greint jemand draußen im Hausplatz. Wir, Gesellen, Lehrbuben saßen gerade alle beim Mittagessen.

Es klopft! „Herein!“

„Gott zen Gruß Ihr lieben Leutla, seid Ihr denn alla noch beinanner?“ greint sie mit zuckenden Lippen: Der Vater schmunzelt, wir schmunzeln, die Gesellen lachen, die Lehrbuben grinsen und dann ging es los.

Vater ließ die Peitsche seines Spottes über sie hinweglaufen, daß es nur so prasselte, und wir andern lachten uns halbtot, denn ihr Gesicht, das vor Wut und Staunen jeden Augenblick seine gewohnte Weimasse verlor, war zum Schreien.

Endlich sah sie ein, daß sie bei uns wenigstens ihre Rolle rettungslos ausgespielt hatte, huckelte, murrend wie eine böse schwarze Katze, ihren

Korb wieder auf und schmetterte mit einem wilden, wütenden Fluch die Türe hinter sich zu.

Vater, der jähornig war, wollte auf und ihr nach. Ich drückte ihn auf seinen Stuhl nieder, sagen konnte ich nichts vor lauter Dachen, er sah mich an, dann die andern die alle quitschten, dann sagte er, nur ungern seinen Born lassend: „Jetzt s u obgeime! to doch nur a schlechts Frauenzimmer sei.“

Da sagt unser Obergefelle und sein Dachen gludert neu: „Schod, daß man ihr Gsicht net photographier konnt, mich zerteißt's wenn ich brodent.“

Nun mußte auch Vater lachen und die fröhliche Zufriedenheit, die trotz vieler Sorgen bei uns daheim stets vorherrschte, war wieder hergestellt.

Die Greinera kam nimmer, dafür kam der Krieg und riß uns alle auseinander und dann hab ich geheiratet und das ist nun schon zehn Jahre her. In meiner Küche aber hängen immer noch „handgewebte“ Gerstenkornhandtücher von der Marienweiher Greinera.

Es waren wohl bald zehn Dupend, die ich ihr im Laufe der Jahre ablaufte. Heute habe ich sie wieder einmal frischgewaschen und gebügelt in meinen Schrank gelegt und mußte konstatieren, daß ich wohl nachlaufen muß, denn sie fangen an recht zusammenschmelzen, und da fiel mir die Greinera ein, und nun, ich gestehe es, wäre es mir lieb, es greinte draußen im Hausflur einmal wieder, und sie bäte mich, um Gottes Barmherzigkeit willen einem geschlagenen Frauenzimmer etwas abzulaufen, denn mit so viel Freude wie damals hab ich seitdem nimmer eingelaufen.

Rudolf Schiestl †.

Eine herbe Trauerkunde durchläßt vor Jahreschluß noch unser Frankenland. Rudolf Schiestl ist gestorben. In der Augustnummer 1928 unserer Zeitschrift brachte W. S. Schmerl anlässlich seines 50. Geburtstages eine liebevolle Würdigung des bedeutsamen Künstlers und sagte von ihm, daß er auf der Höhe seiner Schaffenskraft stehe. Als heißen Wunsch einer immer mehr wachsenden Gemeinde vermittelte er, „daß es diesem begradeten Manne noch lange vorgedant sein möchte, neue Werke zu schaffen zum Segen unseres Volkes und zur Freude seiner fränkischen Heimat, die stolz auf ihn ist.“ Und nun ist er gestorben, kaum 53 Jahre alt. Es läßt sich nicht ermesen, was Franken und Deutschland, was die Kunst an ihm verliert. Er war ein Künstler und seine Werke sprechen zum Volk. Fränkisch Land und Volk in seinem Arbeiten, Feiern und Beten sieht sich immer wieder und immer neu dargestellt. Seine Kunst ist bodenwüchsig, wurzelt im Volk und wird so auch von ihm verstanden, sie ist eben wahre Volkskunst. Drum ist auch die Trauer so allgemein und sein Bild wird in unserem Herzen stehen als das eines wahren fränkischen Künstlers und guten Menschen.